

[s.n.]

Autor(en): **Richard, Jean-Paul**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **96 (1970)**

Heft 36

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

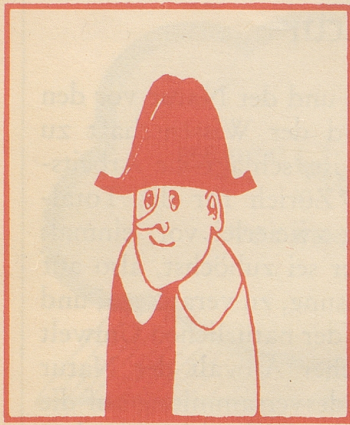
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ICH der Bundesweibel...

Im Bundeshaus war die saumäßigste Ausstellung, die ich, ein in Ehren ergrauter Mann und fleißiger Museumsbesucher, je gesehen habe. Natürlich nicht öffentlich; aber unser-einem bleibt nichts verborgen.

Aber der Reihe nach! Zu meinen besten Freunden gehört ein Pfarrer, der gut dichten kann, ein netter Mensch. Er heißt nicht Jeremias Gotthelf, ist aber schon fast so berühmt wie jener und verfaßt, wie Gotthelf zu seiner Zeit, Zeitungs-artikel, die nicht allen Leuten gefallen. Aber es sind ja, wie ein anderer Klassiker dichtete, die schlechtesten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen. Mein Freund und Dichterpfarrer, diesmal selbst Wespe, nagte am Bundesanwalt. In einem offenen Brief schrieb er diesem – ich sage es jetzt in meiner volkstümlichen Sprache – er sei ein Höseler und ein Spießler, weil er ein Sexlexikon aus Deutschland

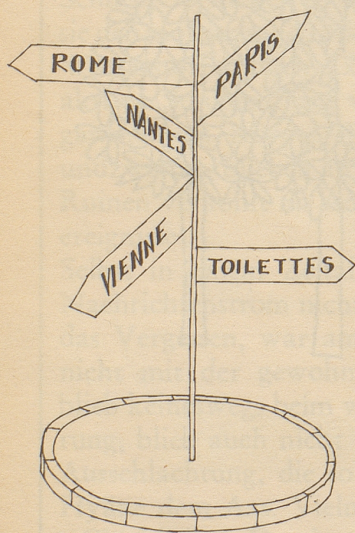
habe beschlagnahmen lassen. Dabei kenne er Seelsorger, Erzieher und Staatsbürger, nichts Besseres auf diesem Gebiet. Ueberhaupt: Wieso die Polizei dazu käme, uns modernen Menschen vorzuschreiben, was wir lesen und angucken dürften? Ob denn die Zöllner imstande seien, zu prüfen, was den Sündern für Lektüre zugemutet werden dürfe? Man solle nun schleunig die alten Zöpfe der Zensur abschneiden, nicht nur der politischen, sondern auch der sittlich-unsittlichen. Unsittlich nämlich sei nicht die beschlagnahmte Literatur, unsittlich sei viel eher deren Beschlagnahme.

So weit der Dichterpfarrer. Ich fand es schneidig, wie er das schrieb, und auch viele andere klatschten ihm Beifall. Sein Artikel wurde abgedruckt und lobend kommentiert. Und als einmal der Bundesanwalt an meiner Loge vorbeiging, dachte ich: «Das ist ein armer Kaib; immer, wenn er etwas verbietet, geht ihm der Schuß hinten heraus.» Ich sagte deshalb zu ihm: «Sie, Herr Bundesanwalt: Was antworten Sie dem Dichterpfarrer auf seinen offenen Brief?» Aber er lachte nur auf den Stockzähnen und sagte: «Ich veranstalte eine Dokumentarausstellung».

Und so war es denn auch! In einem der hintersten Zimmer des Westflügels, neben dem WC, wurden etwa 200 Bücher, Kalender, Kartenspiele und Heftli ausgelegt, welche von der Bundesanwaltschaft in letzter Zeit konfisziert worden sind. Zutritt hatten nur unsere Journalisten – vor allem jene, welche geschrieben hatten: «Weg mit der Zensur; jeder soll lesen können, was er will!»

Noch nie habe ich die Herren von der Presse so andächtig und gründlich eine Dokumentation studieren sehen. Auch ich – man hat mich als guten Geist des Bundeshauses ausnahmsweise eingelassen – blieb ein bißchen länger, als ich es vorgehabt hatte. Aber dann packte mich doch das nackte Grausen. Ich mache mich nicht besser, als ich bin und gebe zu: So etwas Bluttes sehe ich ganz gern in einer Illustrierten. Aber in Massen Gebrauchsanweisungen für die verdrehtesten Saue-reien – das soll man herein lassen, damit die Herrschaften in Dänemark und Schweden ihr Geschäft mit lusternen Schweizern machen? «Warum nicht?» meinte einer der Betrachter am Porno-Tisch. «Sex ist doch Privatsache!» Da konnte ich nicht anders, als antworten: «Gewiß; aber was meine kleinen Kinder in den Schaufenstern sehen, ist nicht Privatsache.»

Ganz konsterniert verließ ich die widerliche Exhibition. Draußen, vor unserm Bundeshaus, ließen sich gerade junge nette Leute in orangen Uebergewändeln mit Besen photographieren. Sie unternahmen einen Feldzug «Für eine saubere Schweiz». Hoffentlich haben sie nichts dagegen, wenn der Bundesanwalt mit-



Verwechslungen

«Und überhaupt», sagte kürzlich ein Bekannter nach seinen Spanienferien mit vor Wut zitternder Stimme zu mir, «das ist doch eine ganz große Schweinerei ... das sollte endlich aufhören. Da muß man einfach ganz scharf protestieren!»

Ich war überwältigt vor so viel Engagement. Was Spanienferien alles zustande bringen ... «Allerdings», pflichtete ich ihm bei, «diese drei Arbeiter, die Francos Polizei in Granada ersch ...» –

Mein engagiertes Gegenüber fiel mir, jetzt ganz ungeduldig, ins Wort: «Franco? Ich rede doch nicht von Politik – davon merkt man dort an der Costa Brava sowieso nichts –, ich rede die ganze Zeit schon von diesen Dingsda ... diesen Corridas ... einfach grauen-voll, sag ich Ihnen! Diese Stiere werden richtig abge-schlachtet. So etwas von Sadismus ... ungerecht ist das ... unmenschlich, jawohl!!»

«Aber die Arbeiter in Gra ...»

«Ach, gehen Sie mir doch weg mit Ihren Arbeitern in Granada. Das sind doch alles kommunistische Agenten, weiß man doch! Die sind ganz selber schuld. Was brauchen denn die zu streiken ... Aber diese Stiere, sage ich Ihnen, dieses Blut ... Ich habe bereits Unterschriften gesammelt ...»

Natürlich, ich lag mit meinem Engagement wieder einmal völlig falsch. Direkt peinlich und irgendwie naiv, Menschen mit Stieren zu verwechseln. Wenden wir also unsere christliche Nächstenliebe den (S)tieren zu. Denn sie machen's möglich, die Liebe zur Kreatur nämlich, die den Menschen ausklammert (der ist ja, wie schon erwähnt, selber schuld). Und zudem: Stiere zum Beispiel sind so überaus dankbar für unser flammendes Mitleid, und sie sind vor allem bereits so schön still und tot, wenn wir uns um sie kümmern und unserm heiligen Zorn in Leserbriefen große Wirkung verschaffen. Solche Liebe lohnt sich. Da weiß man doch, mit wem man es zu tun hat. Bei den Menschen ist das immer eine ziemlich ungewisse Sache. Menschen enttäuschen so oft. Wie spielend einfach jedoch machen es uns die Stiere. Oder die Vögelchen. Oder der einsam streunende Hund. Oder die magere Katze. Da ist man doch so richtig Mensch. Mit viel viel echtem Mitgefühl.

Seit diesem Spaniengespräch ist mir vieles ganz klar geworden. Und das mit der Verwechslung, das mit Franco und der Schweinerei ... also das passiert mir sicher nicht mehr. Olé!

Silvia Schmassmann